

JEFF KINTZELÉ/PETER SCHNEIDER (Hg.): GEORG SIMMELS „PHILOSOPHIE DES GELDES“, Verlag Anton Hain, Frankfurt am Main 1993, 439 S.

Simmels „Philosophie des Geldes“ widersetzt sich nach wie vor einer eindeutigen disziplinären Zuordnung. Verkörpert sie tatsächlich einen eigenständigen Beitrag zu einer genuin philosophischen Grundlagendiskussion? Oder ist sie vornehmlich im Kontext der ökonomischen Dogmengeschichte anzusiedeln? Muß sie als das heimliche „soziologische Hauptwerk“ Simmels verstanden werden? Oder repräsentiert sie eher das voluminöse Vorbild einer spezifisch modernen Form von Kulturessayistik? Müssen wir sie eher im Kontext der Entstehung einer allgemeinen Theorie der symbolischen Formen ansiedeln, wie sie später von Ernst Cassirer ausgearbeitet wurde? Oder verkörpert sie eher die Vorform einer Theorie der autopoietischen Systeme, wie sie in jüngster Zeit in den verschiedensten Disziplinen zur Mode geworden ist? Diese unterschiedlichen, gleichwohl prinzipiell möglichen Zugänge zu einem tieferen Verständnis von Simmels Opus magnum waren Gegenstand der Erörterung anlässlich eines internationalen Symposiums, das 1989 in Luxemburg stattfand und dessen Ergebnisse in dem vorliegenden Sammelband veröffentlicht worden sind.

Durch eher philologische Akribie bestechen dabei die Beiträge, welche im ersten Teil des Bandes zusammengefaßt wurden und sich um eine Rekonstruktion des genuin philosophischen Anliegens von Simmels „Philosophie des Geldes“ bemühen. Zwar erkennen insbesondere auch die Mitherausgeber der *Georg Simmel Gesamtausgabe* Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt in ihren Referaten zugleich den soziologischen Gehalt von zahlreichen Ausführungen Simmels an, den seine „Philosophie des Geldes“ nicht nur hinsichtlich seiner bereits vergangenen, sondern auch seiner zukünftigen Wirkungsgeschichte zu einem „soziologischen Steinbruch“ ersten Grades prädestinieren. (47) Gleichwohl gelingt gerade Dahme und Rammstedt mit ihrer minutiösen Rekonstruktion der entsprechenden werkgeschichtlichen Befunde der Nachweis, daß zumindest ausgehend von

Simmels eigenem wissenschaftlichen Selbstverständnis seine „Philosophie des Geldes“ eindeutig als *philosophisches* Werk angesehen werden muß, das allerdings unter anderem auch von zahlreichen subtilen psychologischen Prämissen und Beobachtungen Gebrauch macht, wodurch sich möglicherweise erklärt, warum Simmel ursprünglich das Projekt einer „Psychologie des Geldes“ verfolgte und auch sein späteres Hauptwerk zuerst unter diesem Namen ankündigte. (19) In welcher konkreten Weise sich Simmel im Rahmen seiner psychologischen Fundierung der Werttheorie in den beiden Fassungen der „Philosophie des Geldes“ von 1900 bzw. 1907 dabei auch auf die Ergebnisse einer philosophischen Psychologie bezieht, wie sie unter anderem durch das Werk von Dilthey und Nietzsche repräsentiert wird, ist dabei allerdings noch eine *offene Frage*, auf die vielleicht erst die zukünftige Simmel-Forschung eine befriedigende Antwort wird geben können.

Ähnlich verhält es sich in diesem Zusammenhang mit dem Verhältnis zwischen Simmel und Ernst Cassirer, auf das Ernst Wolfgang Orth in seinem Beitrag verweist und das sowohl die gemeinsame Abwendung vom Substanzbegriff zugunsten des Funktionsbegriffs als auch die Auffassung bezüglich der grundlegenden Bedeutung der *symbolisch* vermittelten Form der menschlichen Welterschließung betrifft. (98 ff.) Orth ist es denn auch, der Simmels „Philosophie des Geldes“ zu Recht am radikalsten in die alterwürdige Tradition einer Ersten Philosophie, Metaphysik, allgemeinen Kategorienlehre und „Prinzipienwissenschaft von der Wirklichkeit“ stellt. (89) Demgegenüber unterstreicht Raymond Boudon in seinem Beitrag die relativistischen Grundannahmen von Simmels Erkenntnistheorie, wie sie in Simmels Erhebung der Kategorie der Wechselwirkung zu einem „regulativen Weltprinzip“ und dessen Forderung nach einer entwicklungsgeschichtlichen Historisierung der Grundkategorien des menschlichen Intellekts zum Ausdruck kommen. (116 ff.) Daß Simmel dabei jedoch keinen alles zersetzenden Relativismus verfolgte, wird schließlich in seiner Absicht deutlich, gerade auf einer solch relativistischen Grundlage, d. h. ausgehend von ursprünglich subjektiven Prämissen, eine Theorie der Objek-

tivität der Werte zu entwickeln, die zugleich das zu leisten vermag, was vormals gerade Kennzeichen der „absolutistischen“ Theorien war.

Ogleich Simmel von seiner akademischen Ausbildung her kein Nationalökonom war und mit seiner „Philosophie des Geldes“ denn auch keinen eigenständigen Beitrag zur nationalökonomischen Theoriebildung im engeren Sinne beanspruchte, hat er sich doch erstaunlich intim auf die Gedankenwelt der Ökonomen seiner Zeit eingelassen, so daß die Frage nach dem ökonomischen Gehalt seiner eigenen Wert- und Geldtheorie mehr als nur eine rhetorische Pflichtübung beinhaltet. Im vorliegenden Band bemüht sich dabei insbesondere Alessandro Cavalli, Simmels Verhältnis zur Arbeitswerttheorie und zur subjektiven Wertlehre der österreichischen Schule aufzuzeigen. Zum einen weist Cavalli darauf hin, daß sich Simmels Interesse an der Marxschen Arbeitswerttheorie keinesfalls darauf reduzieren lasse, daß Marx mit seiner Lehre an einer zufriedenstellenden Transformation des Wert-Preis-Transformationsproblems gescheitert sei; denn Simmel war ungeachtet seiner gleichlautenden Kritik an Marx vor allem an den philosophischen Prämissen ebendieser Arbeitswertlehre interessiert gewesen, was nicht zuletzt in der engen psychologischen Verwandtschaft zwischen Simmels eigener „Opfertheorie des Tausches“ und der traditionellen Auffassung bezüglich der „Beschwerlichkeit der Arbeit“ zum Ausdruck komme. (163) Zum anderen macht Cavalli deutlich, daß es im Unterschied zur neoklassischen ökonomischen Theorie auch Simmel nicht gelungen ist, ausgehend von seiner psychologischen Begründung der Wertlehre eine befriedigende Antwort auf das Wert-Preis-Transformationsproblem zu geben, so daß seine „Philosophie des Geldes“ zumindest im Hinblick auf die moderne nationalökonomische Theoriebildung nicht mehr ohne weiteres als *anschlußfähig* erscheint. (166 ff.)

Vielleicht ist gerade letzterer Tatbestand der Grund dafür, warum einige der im vorliegenden Sammelband zur Sprache kommenden Autoren Simmels Bedeutung für die zeitgenössischen Wirtschaftswissenschaften nicht mehr unter direktem Zugriff auf die von ihm vertretene ökonomische Theorie, sondern über den Umweg der

ihr zugrundeliegenden *soziologischen* Prämissen und Anschlußmöglichkeiten zu bestimmen versuchen. Dies betrifft zum einen insbesondere die Hervorhebung der Bedeutung des „Vertrauens“ hinsichtlich der Frage nach der Möglichkeit einer Übertragung der Werte durch das Geld in der Dimension der Zeit; zum anderen die Analogie von Simmels Bestimmung der „Selbstgenügsamkeit“ des Geldes mit dem modernen Prinzip der „Selbstorganisation“ bzw. der „Autopoiesis“, welches ja nicht zufällig in den letzten Jahren sowohl in den soziologischen als auch national-ökonomischen Diskurs Eingang gefunden hat, worauf im vorliegenden Band unter anderem Michel Aglietta und Dirk Baecker hinweisen. (178 u. 281) Ist es deshalb relativ leicht, die entsprechenden „systemtheoretischen Einsichten im nachhinein auch bei Simmel auszumachen“ (297), so bleibt es offensichtlich gleichwohl dem geneigten Leser überlassen, sich selbst ein Urteil über die Art des Umgangs mit dieser bisher verdrängten wirkungsgeschichtlichen Dimension von Simmels „Philosophie des Geldes“ zu machen.

Simmels Hervorhebung des rein symbolischen Charakters und der genuin medialen Funktion des Geldes legt es nahe, seine Analyse und deren Konsequenzen für das ihr zugrundeliegende Wirklichkeitsverständnis auch im Licht der neueren semiotischen Forschung zu präzisieren. Diese Aufgabe unternimmt insbesondere der Beitrag von Klaus Frerichs, welcher zum einen auf die erstaunlichen Parallelen zwischen Simmels und Marx' Ausführungen über den zeichenhaften bzw. symbolischen Charakter des Geldes hinweist und zum anderen zu dem Ergebnis kommt, daß Simmels „Semiotik des Geldes“ sich zwar einerseits noch der Sprache der traditionellen Repräsentanztheorie bedient, im Ergebnis aber gerade auf eine Diagnose der „Selbstaufhebung der Repräsentanz“ im Sinne einer „tendenziellen Absorption des Symbolisierten durch das Symbol“ hinausläuft. (267ff.) Es bleibt dabei insbesondere den beiden Beiträgen von Aldo J. Haesler und Michel Maffesoli überlassen, in einem wahren sprachlichen Feuerwerk die unterschiedlichen Schlußfolgerungen aus diesem prinzipiellen semiologischen Befund zu ziehen. Während Maffesoli im Zeichen der „Postmoder-

ne“ dabei von der gemeinschaftsstiftenden „Rückkehr“ und „Revolte des Objekts“ als Grundlage einer „neuen symbolischen Ordnung“ träumt (368ff.), verlängert Haesler dagegen die Simmelsche Annahme bezüglich des rein „immateriellen“ und funktionellen Charakters des Geldes in den gegenwärtig festzustellenden „Digitalisierungsprozeß“ hinein, welcher nun an die Stelle des von Simmel beschriebenen Intellektualisierungsprozesses trete und dabei eine zunehmende „Unterdrückung“ der realen Tauschbeziehungen bewirke. Haesler läßt es denn auch bewußt offen, was die Metapher der „Entfremdung“ in einem Zeitalter des „elektronischen“ Geldes bzw. „Plastik-Geldes“ überhaupt noch aussagen könne, das zunehmend mehr auf einen ausschließlichen „Tausch elektronischer Zeichen“ und einem „Simulationsprozeß der Unendlichkeit“ beruhe. (231, 238, 242 u. 247)

Mit eher konventionell-philologischen Mitteln versucht dagegen Birgit Nedelmann, den entfremdungstheoretischen Gehalt von Simmels „Philosophie des Geldes“ zu bestimmen. Zu Recht weist sie darauf hin, daß Simmel weder eindeutig zum Apologeten noch Kritiker des modernen Kapitalismus erklärt werden dürfe, da er immer zugleich die Doppelrolle des Geldes im Hinblick auf das Entfremdungsproblem: nämlich die gleichzeitige Förderung von Freiheit und Unfreiheit, Nähe und Ferne, Sinnfindung und Sinnlosigkeit betone. Simmel wird man denn auch am ehesten gerecht, wenn man seine Auffassung bezüglich der Eigenart solcher „gegenläufiger“ Prozesse bzw. „Doppelprozesse“ berücksichtige, d. h. insbesondere auch seine Hervorhebung all der Ambivalenzen, Dualismen und Uneindeutigkeiten, welche das moderne Zeitalter seit seinen Anfängen bis heute bestimme. (400 u. 414) Hat sich Simmels eigene Zeitdiagnose aber nicht auch gerade in dieser Hinsicht im nachhinein gegenüber allen Varianten einer einseitig-eindeutigen Entfremdungstheorie als überlegen und deshalb gerade heute wieder als höchst anschlussfähig erwiesen?

Dr. Klaus Lichtblau, Kassel